

Thomas Mergel (Hg.)

KRISEN VERSTEHEN

Historische und kulturwissenschaftliche Annäherungen

Eigene und
Fremde Welten

campus

Krisen verstehen

Eigene und fremde Welten
Repräsentationen sozialer Ordnungen im Vergleich

Herausgegeben von Jörg Baberowski, Vincent Houben, Stefan Beck, Thomas Mergel und Gabriele Metzler für den Sonderforschungsbereich 640 »Repräsentationen sozialer Ordnungen im Wandel – Interkulturelle und intertemporale Vergleiche« an der Humboldt-Universität zu Berlin

Band 21

Thomas Mergel ist Professor für Europäische Geschichte des 20. Jahrhunderts an der Humboldt-Universität zu Berlin.

Thomas Mergel (Hg.)

Krisen verstehen

Historische und kulturwissenschaftliche Annäherungen

Campus Verlag
Frankfurt/New York

© Campus Verlag GmbH

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie.

Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-593-39307-0

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © 2012 Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main.

Umschlaggestaltung: Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Druck und Bindung: CPI buchbücher.de, Birkach

Gedruckt auf Papier aus zertifizierten Rohstoffen (FSC/PEFC).

Printed in Germany

Dieses Buch ist auch als E-Book erschienen.

www.campus.de

Inhalt

Einleitung: Krisen als Wahrnehmungsphänomene.....9 <i>Thomas Mergel</i>	9
Theoretische Zugänge zur Krise	
Einführung.....25 <i>Andreas Weiß</i>	25
Bausteine eines soziologischen Krisenverständnisses: Rückblick und Neubetrachtung29 <i>Raimund Hasse</i>	29
Der Krisenbegriff der modernen Ökonomie.....47 <i>Alexander Nützenadel</i>	47
Jenseits des Dualismus von Wandel und Persistenz? Krisenbegriffe der Sozial- und Kulturanthropologie.....59 <i>Stefan Beck und Michi Knecht</i>	59
Krisengesellschaften?	
Einführung.....79 <i>Tsypylma Darieva</i>	79
»Only Bad News from Radio Africa«: Das nachkoloniale Afrika als Kontinent in der Dauerkrise.....83 <i>Andreas Eckert</i>	83

Krise, Katastrophe und soziale Ordnung: Der Bürgerkrieg in Afghanistan.....	99	
<i>Conrad Schetter</i>		
Die Krise als Topos im modernen China	117	
<i>Dominic Sachsenmaier</i>		
Europa in der Krise: Zivilisationskrise – Integrationskrise – Krisenmanagement.....	131	
<i>Hartmut Kaelble</i>		
Gesellschaften ohne Krisen?		
Einführung.....	147	
<i>Daniel Hedinger</i>		
Wenn man das Ende schon kennt: Das Mittelalter – krisenfeste Geschichte?.....	151	
<i>Jan Rüdiger</i>		
Gesellschaften ohne Krise?		
Der Staatssozialismus	165	
<i>Christoph Boyer</i>		
Kritik als Krise oder warum die Sowjetunion trotzdem unterging.....	177	
<i>Jörg Baberowski</i>		
Krise der »natürlichen« Ordnungen: Körper und Geschlecht		
Einführung.....	199	
<i>Annelie Ramsbrock</i>		
»A man is not a man without work«: Von Wirtschaftskrisen und arbeitslosen Familienvätern in den 1930er Jahren.....		203
<i>Jürgen Martschukat</i>		

Ende der Geburt? Die Technisierung der Fortpflanzung zwischen Krise und Naturalisierung	217
<i>Barbara Orland</i>	
Die Sprache der Krise – Die Krise der Sprache	
Einführung.....	237
<i>Lena Gautam</i>	
Krise und Sprache: Theoretische Anmerkungen	241
<i>Heidrun Kämper</i>	
Kritik und Krise: Politische Sprachkritik und Krisendiskurse in den 1970er Jahren	257
<i>Martin H. Geyer</i>	
Wortwelten und Sprachspiegelungen: Ein Vergleich der öffentlichen Diskurse zur Asienkrise 1997–98 und zur heutigen Weltwirtschaftskrise	275
<i>Vincent Houben</i>	
Epistemische Krisen	
Einführung.....	293
<i>Christiane Reinecke</i>	
Die 1968er Bewegung und das Paradigma der Selbstorganisation.....	297
<i>Wolfgang Krohn</i>	
<i>L'état de crise:</i> Normenbegründung in der Moderne – eine Skizze.....	315
<i>Thomas Gutmann</i>	

Ausblick

Kassandras Melancholie und die Konstruktion
von Gemeinschaftlichkeit331

Bernhard Giesen

Autorinnen und Autoren349

Einleitung:

Krisen als Wahrnehmungsphänomene

Thomas Mergel

Und plötzlich ist sie ganz weit entfernt, die Krise. Oder doch nicht? Dax und Dow Jones steigen – und mit einem Mal bricht die Industrieproduktion der USA im letzten Quartal ein. Die Erleichterung ist groß, dass offensichtlich die Arbeitslosigkeit im Rahmen bleibt – da steht Griechenland vor der Pleite. Oder Irland. Oder Spanien. Das Rettungspaket könnte uns überfordern, wenn es ernst wird; ist der Euro in Gefahr? Die USA schaffen es nach einem regelrechten Show-Down, die Zahlungsunfähigkeit abzuwenden, aber es ist überdeutlich, dass auch sie über ihre Verhältnisse leben, und dass das Vertrauen der Weltwirtschaft in die größte Volkswirtschaft der Welt erschüttert ist. Deutschland dagegen hat traumhafte Wachstumsraten und eine solide Finanzpolitik, und die Experten erwarten eine Fortsetzung des Booms für die nächsten Jahre – aber andere Experten warnen: Die Schuldenländer könnten auch das deutsche Finanzsystem mit in den Abgrund ziehen. Die Arbeitslosigkeit sinkt auf lange nicht gekannte Niedrigstände – aber Hunderttausende können von ihrer Arbeit nicht leben: Die neue Armut könnte auf Dauer gestellt werden. Aber da ist plötzlich von einer ganz anderen Krise die Rede: Der Fachkräftemangel könnte, so heißt es, die Konjunktur abwürgen. Und überhaupt: was für die Zukunft offenbar ansteht, ist nicht mehr Arbeitslosigkeit, sondern Arbeitskräftemangel. Jeder morgendliche Blick in die Zeitung schlägt eine neue Seite im Krisenbuch auf.

Die Krise war ganz plötzlich da, so plötzlich, dass man sich fragte, wer eigentlich die ganzen Vorwarnsysteme ausgeschaltet habe. Und sie schien ebenso plötzlich wieder zu gehen. Vielleicht aber auch nicht, wer weiß das schon? Prognosen über Dauer und Ausmaß wagt keiner. Die Krise beschert uns ein Wechselbad, das vor allem auf eines hinweist: dass sie sich in eine offene Zukunft hinein ereignet, eine Zukunft, die voller Unsicher-

heit ist. Erst im Nachhinein wird sich die Kontingenz dieser Erfahrung als innerer Zusammenhang sehen lassen. Im Moment der Krise ist alles Handeln von der Unsicherheit der Frage nach Richtig oder Falsch. Früher haben die Deutschen in Zeiten der Krise gespart, und damit die Chance, mithilfe des Konsums der Krise Herr zu werden, vergeben. Heute konsumieren sie wacker gegen die Krise an. Aber vielleicht wird sich in Kürze herausstellen, dass das auch wieder falsch war.

Allen Steuerungsphantasien, aller zahlengestützten Prognostik zum Trotz: Die Krise erweist die Kontingenz gesellschaftlicher Prozesse. Sie macht die Fragilität sozialer Konstruktionen offenbar. In solchen Momenten stehen Gesellschaften in ihren Selbstbildern und ihren Institutionen plötzlich vor neuen Fragen, und sie brauchen schnelle Antworten. Freilich, man kann aus Krisen lernen, und eine historische Untersuchung dieses Lernens würde sicher erweisen, dass dieser Mechanismus bis zu einem bestimmten Grad auch funktioniert. Dennoch: die Sehnsucht, durch Techniken, die aus früheren Krisen gelernt haben, »am Ende aller Krisen«¹ zu stehen, wird immer wieder enttäuscht; jede Krise ist auf ihre Weise neu.

Diese Beobachtungen haben uns dazu bewegt, für die folgenden Beiträge die Frage in den Mittelpunkt zu stellen, was mit Gesellschaften – und das meint immer: was mit der Selbst- und der Fremdbeobachtung von Gesellschaften – in solchen Zeiten des schnellen Wandels geschieht. Wie im Umgang mit solchen Umbrüchen die Gesellschaften, ihre Prozeduren und Kommunikationsroutinen, ihre Bilder von sich selbst sich verändern. Wie aber vielleicht auch umgekehrt die Krise selber eine Funktion ihrer jeweiligen Gesellschaft ist, denn es scheint, als ob moderne, westliche Gesellschaften spezifische Formen von Krise ausgebildet haben, die sich von vormodernen oder von nichtwestlichen Krisen unterscheiden. Es fällt auf, dass der Begriff immer mit einem Ausnahmezustand konnotiert ist.

Andererseits überrascht die Krise als Ereignis, so unvermutet sie auch hereinbricht, uns nicht wirklich, weil man sich daran gewöhnt, dass es periodisch dazu kommt. Der Krise haftet mithin eine gewisse Normalität an; Krise ist offenbar mehr oder weniger immer. Allerdings scheint es

1 Zu dieser Utopie der sechziger Jahre: Gabriele Metzler, »Am Ende aller Krisen? Politisches Denken und Handeln in der Bundesrepublik der sechziger Jahre«, in: *Historische Zeitschrift* 275 (2002), S. 57–103.

Konjunkturen zu geben, Zeiten, für die das K-Wort sich mehr anbietet als für andere. So sind in der historischen Forschung bestimmte Übergänge als Krisen bezeichnet worden, die in engem Zusammenhang mit dem Moderne-Konzept stehen, etwa die Heraufkunft des industriellen Kapitalismus und die Übergänge aus der frühmodernen Gesellschaft des Verlagskapitalismus und der Handwerkskrise. Oder die Übergänge von einem industriegesellschaftlichen Regime zum anderen, etwa vom freien zum organisierten Kapitalismus im Umfeld der großen Depression seit den 1870er Jahren. Oder die Weltwirtschaftskrise und dem Übergang zum fordistischen Regime. Die Krise der Weimarer Republik war ebenso geläufig wie die Krise des Ancien Régime im Vorfeld der Französischen Revolution, die Krise des Spätmittelalters oder die Frage nach den Krisenherden des Deutschen Kaiserreichs. Krise war hier ein Begriff, der den – erfahrungsgeschichtlich rapiden – Umbruch von einem mehr oder minder stabilen Regime zum anderen beschrieb. Ziemlich deutlich hatte dieser Krisenbegriff des schnellen Übergangs einen politischen, ökonomischen und sozialgeschichtlichen Charakter. Wenn man allerdings genau genug hinsah, dann erwies sich ein langer Vorlauf ebenso wie eine lange Nachgeschichte, Überlappungen von politischer und ökonomischer Krise zeigten sich, schließlich auch, mit der Konjunktur von Alltags-, Erfahrungs- und Kulturgeschichte, die Krisen des Subjekts, des bürgerlichen Individuums oder der Geschlechterkonstruktionen. Kurz: wenn man genauer hinblickte, war Krise auch im 19. Jahrhundert immer. War das so anders als heute?

Und: war mit »Krise« eigentlich immer das Gleiche gemeint? Die Geschichtswissenschaft hantierte zwar gern mit dem Thema, vor allem im 19. Jahrhundert, und in historiographiegeschichtlichen Seminaren kann man den Prophetien der Droysens, Burckhardts und Marx' selten entgehen. Es fällt aber doch auf, dass gerade die historische Forschung, die so gern die Krise als ein Epiphänomen des sozialen und politischen Wandels auffasste, lange ein Konzept von Krise kaum zur Kenntnis genommen hat, das schon vor Jahrzehnten formuliert worden war, das weit in die Nachbarwissenschaften hineingewirkt hat und das auf seine Weise das systemtheoretische Postulat der Selbstbeobachtung von sozialen Systemen in eine historisch-theoretische Form gegossen hat. Reinhart Koselleck hat in seiner Dissertation *Kritik und Krise* von 1954 einen Zusammenhang beschrieben, der bei ihm zwar *prima facie* ganz auf politische Ideen und

auf politische Herrschaft gezielt war, aber von seinem Denkhorizont ohne weiteres auf die gesamte Moderne blickte – die europäische Moderne, muss man hinzusetzen.²

Bei Koselleck ist die Krise nicht aus systemischen Ungleichgewichten geboren, wie dies die Konzepte der Sozialhistoriker nahe legten, darin noch ganz gesellschaftstheoretischen Makrokonzepten wie Karl Marx oder die Modernisierungstheorie verpflichtet. Vielmehr ist die Krise eine Tochter der Kritik. Sie kommt aus der Subversion des vermeintlich Selbstverständlichen durch die Einführung neuer Denkmöglichkeiten. Koselleck hat dies am Beispiel der aufgeklärten Kritik am absolutistischen Regime in Frankreich vor 1789 beschrieben. Die selbstverständliche Macht des absolutistischen Staates gerät dann in die Krise, wenn sie mit der herausfordernden Frage der Aufklärer konfrontiert wird, ob sie denn auch *gute* Macht, also: moralisch sei – denn für eine gute Gesellschaft bedürfe es der Tugend. Das Seinsprinzip des modernen, besonders des absolutistischen Territorialstaates war aber immer der Grundgedanke der Hobbes'schen Staatstheorie, dass die staatliche Macht eben unempfindlich gegenüber Fragen von Gut und Böse sei. Das war wiederum eine Lehre aus der zentralen Krise der frühneuzeitlichen europäischen Gesellschaft, den Konfessionskriegen, gewesen: Wollten in einer Gesellschaft die Menschen unterschiedlicher (vor allem religiöser) Überzeugungen miteinander leben können, müsse der Staat aus Prinzip amoralisch sein. Dieses Prinzip, eigentlich der innergesellschaftlichen Friedenswahrung verpflichtet, wird der absolutistischen Herrschaftslegitimation nun zum Verhängnis. Mit der Einführung der Moral in die Politik kreierte die aufgeklärte Kritik indes einen Diskurs, der auf die Perennierung der (politischen) Krise hinausläuft. Denn keine politische Macht ist jemals so tugendhaft wie sie sein sollte, und infolgedessen kann man jeder Macht vorwerfen, sie sei unmoralisch. Um diesem Vorwurf zu entgehen, befreit sich die höhere Moral der Nationalsozialisten oder Bolschewisten von der alten Moral. Dem Dilemma der Macht nach der aufgeklärten Kritik, ihrer permanenten Krise, kann man nur mit Terror entgehen. Das ist

2 Koselleck, *Kritik und Krise*. [Titel, die in den Fußnoten nur in Kurzform erscheinen, finden sich am Ende jedes Beitrags in einer kleinen Literaturliste, die zum Weiterlesen anregen soll.]

der skeptische Befund von Kosellecks Dissertation, geschrieben in der Ambivalenz von Trümmergesellschaft und Wirtschaftswunder.

Freilich ist dieser Entwurf tief kulturkritisch; er trägt die Spuren seiner Zeit. Die antiliberalen Einflüsse Carl Schmitts wie auch der historische Pessimismus Jacob Burckhardts sind nicht zu übersehen. Gleichzeitig aber hat Koselleck auf zwei wichtige Momente hingewiesen, der der Krisenbegriff nicht entgehen kann:

Erstens sind Krisen nicht zu denken ohne die Kulturen, in denen sie sich ereignen; es sind ganz wesentlich Wahrnehmungsphänomene. Sie sind Formen der Selbstbeschreibung einer Gesellschaft, die sich so ebenso ihrer Reformbedürftigkeit wie ihrer Wandlungsfähigkeit vergewissert. Strukturelle Momente, deren Bedeutung bei der Generierung von Krisen nicht abgestritten werden soll, werden erst in dem Moment sichtbar, da sie diskursiv in ein Modell von Vertrauensverlust, Dringlichkeit, Unsicherheit und der Notwendigkeit von Entscheidungen eingebunden werden. Es herrscht also Zeitdruck. Insofern sind Krisen essentiell Momente, in denen plötzlich die Zukunft als ungewiss empfunden wird, man aber nicht viel Zeit hat, um sich ein genaues Urteil zu bilden und in Ruhe entscheiden zu können. Sie bewirken also Beschleunigungsprozesse oder sind Teil davon. Ohne diese Zeitlichkeit sind Krisen nicht zu denken.

Zweitens: Hinter der Denkfigur der Krise steht traditionell die Vorstellung, dass der Weg von einer Normalität in die andere geht, mit einem – eben – krisenhaften Übergang. Wir finden eine Idee von Stabilität, die nur temporär in Frage steht. Damit könnten wir alle gut leben, und unser Krisendenken hängt an dieser Vorstellung: lange Normalzeiten, und dann ein schneller, harter Übergang. Indes versteht sich die Moderne im Grunde umgekehrt, nämlich als eine permanente Abfolge von Übergängen, als die Kontinuierung des Wandels, der mal schneller, mal langsamer verläuft, immer aber wieder je neue Möglichkeitsbedingungen schafft. Die Normalität wird ständig irritiert, und diese Irritation heißt »Kritik« – nicht notwendig nur im politischen Sinne. Auch die Unzufriedenheit der Konsumenten, auch die Lebensformen alternativer Bewegungen oder die Abstimmung mit den Füßen, die Flüchtlinge oder kündigende Beschäftigte

vornehmen, sind Kritik.³ Die ersehnte Stabilität ist nur um den Preis der Ausschaltung dieser Irritation – also mit Terror – möglich.

Wenn dem so ist, dann leben wir nicht in ruhigen Zeiten zwischen Krisen, sondern dann leben wir in permanenten Krisen. Der Begriff ist zu einem Beschreibungsmodus für Beschleunigungsgesellschaften geworden. Oder kann einer sagen, wann die derzeitige Krise des Hochschulwesens angefangen hat? Oder die Krise der UNO? Oder wie lange wir es schon mit der Krise der Familie zu tun haben? (Die, das in Parenthese, heute freilich nicht mehr in den Panikmetaphern beschrieben wird wie noch vor zwei Jahrzehnten, obwohl sie sich stärker wandelt als je zuvor.⁴ Ist schneller Wandel noch Krise, wenn er nicht als solcher beschrieben wird?)

Zusammengedacht mit dem oben beschriebenen Zeitlichkeitsmoment bedeutet dies die Beschleunigungserfahrung, die wir seit dem Aufkommen der Moderne in vielen Metaphern beschreiben. Krise ist eben tatsächlich immer, es sei denn, man stellt die Moderne still. Insofern diskutiert eine kulturwissenschaftliche Debatte über Krisen eine Normalität. Und dennoch empfinden wir Krisen als außergewöhnlich und als bedrohlich. Existenzen stehen in Frage, Selbstverständlichkeiten sowieso, wenn die Krise heraufzieht. Die Krise macht immer wieder deutlich, wie fragil das fraglose Gebilde ist, das wir Gesellschaft nennen.

Eine Art Schwerpunkt des Krisenempfindens können wir in sozialen und wirtschaftlichen Umbruchserfahrungen situieren. Aber wenn man die Literatur nur ein ganz klein wenig genauer durchforstet, wird deutlich, dass der Begriff der Krise zu einer umfassenden Chiffre geworden ist, die dieses Ende von Selbstverständlichkeiten beschreibt, ein Ende, das uns offensichtlich inzwischen stärker ins Bewusstsein gedrungen ist als noch vor kurzer Zeit. Wie eine kurze Recherche im Katalog der Preußischen Staatsbibliothek ergab, datiert mehr als die Hälfte aller dort vorgehaltenen knapp 10.000 Bücher, die unter »Krise« aufzufinden sind, aus dem letzten Jahrzehnt. Mit dem Begriff kann man offensichtlich vieles aus unserer Wirklichkeit beschreiben. Weltorientierung, kognitive Muster, körperliche Erfahrung: Nichts ist vor der Krise gefeit. Wie stabil können vor

3 Dies ist mit Blick auf Konsumenten, Firmen und Staaten eindrücklich als Kritikformen untersucht von Albert Hirschman, *Exit, Voice, and Loyalty: Responses to Decline in Firms, Organizations, and States* (Cambridge, MA: Harvard University Press, 1970).

4 Vgl. zum »Panikmodus«: Warnfried Dettling, »Krise der Familie – Krise der Gesellschaft«, in: *Gewerkschaftliche Monatshefte* 3 (1995), S. 129–142.

diesem Hintergrund dann überhaupt soziale Ordnungen noch sein, und was ist es, das ihnen die Stabilität verleiht?

Eigentlich ist der Begriff der sozialen Ordnung vor einem solchen Denkhintergrund widersprüchlich, weil er eine Stabilität unterstellt, die der Moderne abhanden gekommen ist. Der Begriff der Ordnung kann hier, will er nicht gänzlich kulturkritisch daherkommen, lediglich als eine Augenblicksaufnahme um beständigen Prozess des Umbruchs gelten. Seine Berechtigung hat der Zusammenhang von Krise und sozialer Ordnung darin, dass ja trotzdem in dem Moment, in dem der Umbruch rapide erfolgt, die Zeit davor und die Zeit danach gewissermaßen stillgestellt wird. Erst in der Beschleunigung der Krise erscheint so das Davor und das Danach als ein ruhiges Fahrwasser. Ereignisse kumulieren, »es kommt vieles zusammen«, und erst in dieser plötzlichen Zusammenballung stellt sich die zeitliche Unterscheidung her.⁵ Es sind mithin die Krisenerfahrungen selbst, die den sozialen Ordnungen ihre Suggestion der Stabilität verleihen. Und sie sind es, die Historizität ermöglichen. Hier werden wie im Brennspeigel die Differenzen zwischen Vorher und Nachher sichtbar. Insofern haben wir es mit einem Paradox zu tun: Einerseits wird die Krise nur erlebbar vor der Folie einer Ungleichzeitigkeit; die Beschleunigung und das Ende der Selbstverständlichkeit koinzidieren mit einer momentanen Stillstellung, die durch die Ungewissheit erzeugt wird. Obwohl die Krise also im Modus der Zeitlichkeit gedacht werden muss, stellt sie dennoch so etwas wie eine liminale Phase dar, der Moment, »in der das Alte im Sterben liegt und das Neue noch nicht geboren ist« (Gramsci). In solchen liminalen Phasen regiert das Ritual, das die Handlungsvollzüge vorgibt und deshalb das Weitermachen erleichtert.⁶ Rituale helfen, wenn eigentlich keiner weiß, was zu tun ist. Eine liminale Phase ist die Krise auch deshalb, weil eine gewisse Gleichheit einkehrt. Alle – fast alle – haben nun Angst um die Zukunft, und jeder darf seinen Krisenüberwindungsvorschlag machen. Jetzt hört man plötzlich auch Leuten zu, die sonst als Demagogen oder Wunderheiler gälten, denn man weiß ja schließlich nicht, wie es weitergeht, und ist deshalb um jeden Rat und um jede Deutung froh. Rituale helfen auch deshalb, weil in der Ungleich-

⁵ Zur Krisensemantik im Zusammenhang mit Zeitlichkeit: Steil, *Krisensemantik*.

⁶ Victor Turner, *Das Ritual. Struktur und Antistruktur* (1969) (Frankfurt am Main: Campus, 2005).

zeitigkeit und der Unsicherheit die Repräsentationen instabil werden: Kann man den Statistiken noch trauen? Berichtet das Fernsehen alles? Geben die Verantwortlichen das ganze Ausmaß zu, und was ist von ihren Beschreibungen der möglichen Überwindung zu halten? Lautet die Parole »Keine Panik« oder doch »Rette sich, wer kann«? Die Krise ist schwer zu beschreiben, zu bebildern, zu be-reden, weil man nicht mehr weiß, was noch gilt, und morgen schon alles anders sein kann. In der Krise treten konkurrierende Deutungsmuster und Sprechformen auf den Plan, und häufig ändert eine Krise die Repräsentationen von sozialen Ordnungen, von normativen Gesellschaftsmustern und »guten Politiken«.

Krisen sind mithin immer auch Krisen von Repräsentationen. Häufig sind die reale und die wahrgenommene Krise nicht deckungsgleich. Krisen brechen herein, und erst im Nachhinein zeigt sich, dass man die Zeichen nicht zu deuten wusste. Umgekehrt gibt es Erfahrungskonstellationen, die erst ex post als Krisen gedeutet werden, wie etwa die »Große Depression« in Deutschland 1873–1896. Gegenläufige Wahrnehmungsmuster überschneiden sich: Ängste koexistieren mit der Erwartung, dass die Krise reinigend wirkt und danach eine helle Zukunft winkt. Die Entscheidungen, die jetzt getroffen werden, sind ausschlaggebend dafür, wie die Zukunft ausgestaltet sein wird.

Indem man nicht weiß, was morgen sein wird, indem Menschen sich anders verhalten als in normalen Zeiten, stellen Krisen das Regelvertrauen in Frage, das gesellschaftliche Stabilität ermöglicht.⁷ Routinen lassen sich nicht mehr durchhalten, weil sie durch neue Realitäten, durch unerwartete Reaktionen irritiert werden. Wenn permanent solche Erwartungen enttäuscht werden, dann haben wir es mit Misstrauensgesellschaften zu tun. Gesellschaften, in denen das Misstrauen herrscht, das sind gleichzeitig Gesellschaften, die in der Dauerkrise sind. Diese Misstrauenskulturen erschweren es, sich eine Gesellschaft jenseits der Krise vorzustellen. Umgekehrt scheint es, als ob Gesellschaften, die sich durch ein hohes Maß an Regelvertrauen auszeichnen, Krisen leichter überwinden und mit weniger »Rückständen« verarbeiten können. Womöglich ist aber der Begriff der Misstrauensgesellschaft selber nur dem Blick von außen verpflichtet –

⁷ Hansjörg Siegenthaler, *Prosperität und Regelvertrauen. Die Ungleichmäßigkeit wirtschaftlicher und sozialer Entwicklung als Ergebnis individuellen Handelns und sozialen Lernens* (Tübingen: Mohr, 1993).

innerhalb einer Gesellschaft mögen andere Formen von Regelvertrauen, andere Alltagsstrategien regieren, als wir sie von außen annehmen.

Dass die Kritik die Mutter der Krise ist, hat auch die mikrosoziologische Forschung für die personale Interaktion gezeigt: wenn Routinen unterbrochen und in Frage gestellt werden, dann hat dies Krisen zur Folge. Harold Garfinkel hat in seinen berühmten Krisenexperimenten gezeigt, dass das nicht allein eine makrosoziologische Beschreibung ist, sondern dass es auch im ganz kleinen kommunikativen Kontext funktioniert.⁸ Garfinkel leitete seine Studenten an, sich in gerahmten Kontexten anders zu benehmen, als erwartet. Und in der Tat: Wenn man nach Hause kommt und sich in seiner Familie benimmt, als wäre man ein Fremder, wenn man fragt, wo die Toilette sei, seine Eltern siezt und sie fürs Essen bezahlen will, dann bricht umgehend die Kommunikation zusammen. Und danach muss man sich als Vater oder Mutter erst sortieren und sich vergewissern, ob das denn wirklich nur ein Spiel gewesen sei.

Dies sind sozialtheoretische Ansätze, die kommunikative Mechanismen von Krisenkommunikation beschreiben, unabhängig von den konkreten Gesellschaften, in denen sie sich abspielen. Sie thematisieren so etwas wie die *conditio humana* der Krise; diese hat, wie es scheint, viel damit zu tun, dass Gesellschaften im Makro- wie im Mikrokontext sich gerne in Routinen bewegen und das, was die Routine unterbricht, zunächst als problematisch wahrgenommen wird. Wir kommen aber auch nicht umhin, die Krise in ihrer spezifischen Gesellschaft zu situieren. Inwiefern sind die Krisenbegriffe, mit denen wir selbstverständlich umgehen, Krisenbegriffe der westlichen Moderne?⁹ Lange gab es die Vorstellung, dass die nichtwestlichen, jedenfalls die nichtmodernen Gesellschaften, ohne Krise lebten und erst die Ankunft derer aus dem Westen Krisen ausgelöst habe: Die westlichen Mächte in Japan, die spanischen Eroberer in Lateinamerika, Captain Cook in der Südsee. Inzwischen scheint aber gerade in der Ethnologie eine umfassende Krisensemantik Platz gegriffen zu haben, die gerade auch bei nichtwestlichen, nichtmodernen Gesellschaften die Fragilität in den Vordergrund rückt und die Stabilität dieser Gesellschaften eher als theoretisch unwahrscheinlich anzunehmen geneigt ist. Bereits Bronislaw Malinowski vertrat die These, dass es ohne Krise keinen Kult

8 Harold Garfinkel, *Studies in Ethnomethodology*, (Cambridge: Polity Press, 1967).

9 Hierzu jetzt Fenske u.a. (Hrsg.), *Die Krise als Erzählung*.

geben könne.¹⁰ Das heißt: es muss ein Problem oder eine Krise geben – chronisch oder akut –, das mit gewöhnlichen Mitteln, also Routinen, nicht gelöst werden kann. Ein neuer Kult eröffnet neue Möglichkeiten, die Krise zu rahmen. Auch diese These verweist auf die Bedeutung des Rituals im Zusammenhang mit Krisen.

Auch Gesellschaften wie die chinesische, die aus westlicher, durch Marco Polo geschulte Perspektive lange als ewig und unbeweglich galt, haben einen Krisendiskurs entwickelt, von dem zu fragen ist, inwieweit er sich von westlichen Vorstellungen unterscheidet. Spannend ist dagegen das sozialistische Modell. Denn die Gesellschaften des Staatssozialismus gründeten einen Großteil ihrer Legitimation auf das Versprechen, dass in dieser Gesellschaftsordnung die Krise abgeschafft sein werde. Wenn Krisen ein Phänomen des Kapitalismus seien, dann müsse es nach dessen Überwindung auch mit ihnen ein Ende haben. Was die sozialistischen Revolutionäre indes abschafften, war der Wandel und die Möglichkeit, über die Krise zu sprechen, also Kritik, Irritation. Wer die Krise abschaffen will, riskiert die Geschichte stillzustellen, und inmitten einer Welt, die sich permanent wandelt, ist dies gefährlich. Eventuell könnte man sogar die These wagen, dass die Unsagbarkeit der Krise im Staatssozialismus jene gerade befördert habe: Es gab sie zwar als ein Phänomen der Wahrnehmung, sie war aber nicht sprachlich bearbeitbar. Das würde bedeuten, dass auf die Dauer genau das Fehlen der Irritation die Krise befördert hat. Wahrscheinlich müsste man aber präzisieren: Das Fehlen der internen Irritation machte die externe Irritation umso irritierender. Insofern eröffnet sich mit der in diesem Band diskutierten Fragestellung nicht nur die Möglichkeit, Krisen als Krisen von Wahrnehmungen und Repräsentationen zu untersuchen, sondern Krisen, ihre Wahrnehmung, Konzeptualisierung und Bewältigung selber als Repräsentationen verschiedener sozialer Ordnungsmodelle zu untersuchen.

Und dann sind da noch die Krisen, die zeitgenössisch gar nicht als solche wahrgenommen werden. Die Krise des Römischen Reichs, die Krise des naturrechtlichen Denkens, die Krise des stratifikatorischen Gesellschaftsdenkens: viele dieser Umbruchsprozesse werden erst im Nachhinein als Krisen beschreibbar. Dann haben wir es nicht mehr mit Krisen als Wahrnehmungsphänomenen der je Erlebenden zu tun,

10 Bronislaw Malinowski, *Magic, Science, and Religion* (Bosten, MA: Beacon Press, 1948).

sondern mit analytischen Konstrukten, die das Nicht-Dabeigewesensein geradezu voraussetzen. Solche Krisen sind nur wahrnehmbar, weil sie eben *nicht* erfahren wurden. Viele von ihnen sind epistemischer Natur, betreffen also die Art, wie wir die Welt anblicken. Vielleicht sind Krisen für uns ja deshalb so schwierig zu fassen, weil wir so ungerne von den gewohnten Blickweisen lassen und neue Konstellationen – die häufig von anderen Denkformen kommen – nur schwer begreifen. Auch die Kritik der Aufklärer war ja zunächst nur eine andere Weise, die Welt zu beschreiben.

Es war nicht Absicht und nicht vorgegeben, dass die Überlegungen in diesem Band sich an Kosellecks Konzeptualisierung der Krise orientieren sollten. Dass viele der Beiträge es trotzdem tun, mag als ein Hinweis darauf gelten können, wie sehr inzwischen die Idee von der Krise als Wahrnehmungsphänomen und als Folgewirkung der Irritation von Vorstellungen über die Welt einen gewissermaßen paradigmatischen Charakter gewonnen hat. Anders als vor dreißig Jahren ist die Krise auch in der Geschichtswissenschaft ebenso wie in den anderen Disziplinen nicht mehr ohne diesen konstruktivistischen Vorgriff zu denken.

Die Beiträge dieses Bandes sind entstanden im Zusammenhang mit der Jahrestagung 2009 des SFB 640, der sich seit 2004 mit Repräsentationen sozialer Ordnungen im Wandel beschäftigt. Die Frage nach Krise und Umbruch hat die Forschung des SFB in den letzten Jahren angeleitet, ausgehend von der Überlegung, dass erst in solchen kurzfristig wirksamen Wandlungskonstellationen gesellschaftliche Prozesse als Erfahrung einholbar sind. In diesem Forschungszusammenhang haben wir versucht, explizit über die engere ökonomische und politische Krisendiskussion hinaus auch Fragen nach Körpern, epistemischen Ordnungen, sprachlichen Mustern zu stellen. Historiker, Ethnologen, Juristen, Soziologen, Linguisten und Regionalwissenschaftler versuchen von ihrer Warte aus, eine kulturwissenschaftliche und historische Tieferlegung dieses strapazierten Begriffs vorzunehmen. Die einzelnen Sektionen des Bandes fragen nach Dimensionen der Krise, die auch unsere alltäglichen Forschungsdiskussionen anleiteten: Welche unterschiedlichen *theoretischen Vorstellungen* kann man von »Krise« entwickeln? Das fragen die Beiträge von Raimund Hasse, Alexander Nützenadel, Stefan Beck und Michi Knecht. Es zeigt sich, dass gerade die Sozialwissenschaften eine gewisse Distanz dieser Frage gegen-

über zeigen, und dieser Befund ist für sich erklärungsbedürftig. Leitend war dabei immer die Frage, inwieweit es einen westlichen Krisendiskurs gibt, der in nichtwestlichen Gesellschaften nicht autochthon vorhanden ist, vielleicht aber als Transfer und hybridisierter Diskurs auftaucht. Kann es sein, dass es Gesellschaftstypen gibt, die spezifische Krisen präfigurieren, sei es, dass sie auf Misstrauen aufbauen, sei es, dass sie von außen in einer »Krisenfalle« gesehen werden? Die Befunde der Sektion über *Krisengesellschaften* haben nicht umsonst das Fragezeichen hinter dem Titel motiviert. Andreas Eckert, Conrad Schetter, Dominic Sachsenmaier und Hartmut Kaelble zeigen, dass es sich bei solchen Diagnosen sehr häufig um Blicke von außen handelt. Ebenso ist die Frage danach, ob *Gesellschaften ohne Krisen* denkbar sind, mit einem Fragezeichen zu versehen, denn ganz offensichtlich ist das, was eine Krise sein könnte, in hohem Maß eine Wahrnehmungsangelegenheit: Das erweisen – mit durchaus konträrer Thesenführung – die Beiträge von Jan Rüdiger, Christoph Boyer und Jörg Baberowski.

Natürliche Ordnungen gibt es heute nicht mehr viele. Körper und Geschlecht zählen vielleicht noch am ehesten zu den unbefragten Tatsachen. Doch auch sie werden, wie die Aufsätze von Jürgen Martschukat und Barbara Orland zeigen, in einen Krisendiskurs eingespannt, der eben deshalb so verstörend wirken kann, weil man hier noch ein Reservat des weiterhin Geltenden sehen konnte. Die *Sprache der Krise* sodann ist, wie die Aufsätze von Heidrun Kämper, Martin Geyer und Vincent Houben erweisen, von der *Krise der Sprache* kaum zu trennen. Ob man überhaupt das noch adäquat ausdrücken kann, was so neu und so überraschend ist, stellt die Frage nach der Abbildungsfähigkeit der Sprache sehr grundsätzlich – auch Koselleck hatte Umbrüche zunächst im Medium der Sprache festgemacht. Jenseits der Sprache kann man Krisen in der Art, wie die Welt überhaupt wahrgenommen und kategorisiert werden kann, als *epistemische Krisen* fassen. Wie die Beiträge von Thomas Gutmann und Wolfgang Krohn zeigen, scheint der Ansatz, nach Selbstbeobachtungen zu fragen, ein Instrument zur Verfügung zu stellen, das dem Verstörenden der Krise ein zumindest regelhaftes Verfahren der Beschreibung entgegensetzt.

Der Schlussbeitrag Bernhard Giesens fragt nach der Kontingenz im Medium der Zeitlichkeit: Wenn man denn tatsächlich eine bessere Vorwarntechnik besäße, die die Krise verlässlich anzeigen könnte – wäre dann

nicht die Krise selbst schon eliminiert? Denn dann könnte man sie ja verhindern. Insofern ist der Befund, dass die Krise die Kontingenz von gesellschaftlichen Prozessen sichtbar macht, fast schon wieder tautologisch. Denn in Gesellschaften, in denen die Vorhersagbarkeit herrscht, gibt es auch keine Krisen. Also keine Überraschungen. Also bleibt alles beim Alten. Kurz: ohne Krisen können Gesellschaften nicht gedeihen. Krisen machen Gesellschaft erst möglich.

Die Kommentatorinnen und Kommentatoren haben ihre Beiträge, die während der Jahrestagung die Diskussion anleiten sollten, zu Einführungen umgearbeitet, die Gemeinsames und Unterschiedliches in den Ansätzen und Befunden herausarbeiten und kondensieren. Ihnen ist ebenso zu danken wie der Geschäftsführung des SFB 640, die diese Tagung organisiert hat. Sarah Hanke hat diesen Band redaktionell bearbeitet und ihm die formale Geschlossenheit verliehen, die er jetzt hoffentlich hat. Dass er dennoch inhaltlich eine große Spannweite an Themen und unterschiedlichen Zugängen aufweist, ist den Teilnehmerinnen und Teilnehmern der Konferenz und ihrer Bereitschaft zu danken, eine vorgegebene Fragestellung konsequent in ihrem Forschungskontext zu entwickeln. *Krisen verstehen*, das ist insofern auch ein Lesebuch über die Krise, die hier mit sehr verschiedenen Augen angesehen wird.

Literatur

Reinhart Koselleck, *Kritik und Krise. Eine Studie zur Pathogenese der bürgerlichen Welt* (1959) (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1973).

Reinhart Koselleck, »Krise«, in: *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland Bd. 3*, hrsg. von Otto Brunner, Werner Conze & Reinhart Koselleck (Stuttgart: Klett-Cotta, 1982), S. 617–650.

Armin Steil, *Krisensemantik. Wissenssoziologische Untersuchungen zu einem Topos moderner Zeiterfahrung* (Opladen: Leske+Budrich, 1993).

Uta Fenske, Walburga Hülk & Gregor Schuhen (Hrsg.), *Die Krise als Erzählung. Transdisziplinäre Perspektiven auf ein Narrativ der Moderne* (Bielefeld: Transcript, 2011).

Theoretische Zugänge zur Krise

Einführung

Andreas Weiß

Die Auseinandersetzung mit dem Begriff Krise steht nicht nur seit der – immer noch nicht beendeten – Finanzkrise von 2007 vor verschiedenen Schwierigkeiten. So bleibt der Begriff trotz konkreter Phänomene theoretisch und methodisch unscharf. Ebenso bleibt seine Kontextabhängigkeit ungeklärt; sei es als spezifischer Begriff der Moderne, sei es seine Abhängigkeit von westlichen Konzepten. Der folgende Abschnitt versucht dabei aus der Sicht dreier Disziplinen (Ethnologie, Soziologie, Ökonomie) einen fachspezifisch-historisierenden, aber gleichzeitig auch theoretisierenden Zugang zum Begriff der Krise. Für die gemeinsame Schau auf diese Fächer spricht neben ihrer Einordnung als Sozialwissenschaften, dass die Disziplingeschichte zweier Fächer (Soziologie, Ökonomie) eng mit dem Begriff Krise verbunden ist. Alle drei verstanden sich im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert als spezifisch moderne Wissenschaften, die entweder wissenschaftlich moderne Gesellschaften beschreiben (Soziologie, Ökonomie) oder das Wissen von oder über verschwindende »nicht-moderne« Gesellschaften erfassen (Ethnologie) sollten. Während nun die Wirtschaftswissenschaften im 19. Jahrhundert davon ausgingen, dass Wirtschaftsentwicklungen immer krisenhaft verlaufen (Nützenadel), beschäftigte sich die Soziologie mit den Sinnkrisen und -deutungen der modernen industriellen Gesellschaften – wobei sich Raimund Hasse in seinem Beitrag exemplarisch auf das Innovationspotential der Krise aus Sicht der Organisationssoziologie konzentrierte. Dies gewinnt Bedeutung aus der Beobachtung heraus, dass Krisen geradezu ein Kennzeichen der modernen Gesellschaft zu sein scheinen, denn »die Möglichkeit des Scheiterns ist der Kern der Moderne selbst« (Winfried Schulze). Auffällig ist aber, dass, folgt man den drei Aufsätzen, in den Sozialwissenschaften keine ausgearbeitete Krisentheorie zur Verfügung steht. So scheint das Paradox

zu entstehen, dass ausgerechnet die Wissenschaften, die sich explizit mit der gesellschaftlichen Moderne beschäftigen, anscheinend keine nutzbare Theorie eines Zentralbegriffs dieser Moderne haben. Doch folgten die hier vorgestellten Disziplinen dabei in der Auseinandersetzung mit dem Konzept der Krise unterschiedlichen Konjunkturen. Während er in der Ethnologie nie eine größere Rolle spielte (Beck/Knecht), wurde der Krisenbegriff in der Soziologie dagegen über die ganze Zeit genutzt, spielte aber keine prominente Rolle (Hasse), während seine Bedeutung in der Ökonomie zurückging (Nützenadel). Für alle drei Disziplinen werden aber der Innovationsschub durch Krisen und der damit einhergehende Lerneffekt betont.

Verbindet man diesen Befund mit der Frage nach der Entstehung des Krisenbegriffs im Kontext einer westlichen Moderne, drängt sich die Frage auf, inwieweit diese Fächer immer noch ihrem Entstehungskontext verhaftet sind – oder hier im Zuge von industrieller und postindustrieller Gesellschaft ihre Modelle revidierten. Während die Ökonomen verstärkt versuchten, die Krisen aus ihren Modellen zu rechnen, suchten die Soziologen verstärkt nach Krisen in der Gesellschaft. Betont man bei allen drei Disziplinen den gesellschaftswissenschaftlichen Schwerpunkt, tritt der Aspekt der gesellschaftlichen Selbstbeschreibung in den Vordergrund. Denn anscheinend repräsentiert sich die Moderne nicht nur im Fortschritt, sondern auch in der permanenten Krise. So entwickelten sich für einige soziologische Theoretiker das moderne Individuum, und damit die Moderne, aus Sinnkrisen. Wenn aber die Krisenhaftigkeit der Moderne mit ihrem Innovationspotential verbunden wird, so bleibt häufig unklar, in welcher Weise dies vor sich gehen kann: Wie werden *costs* und *benefits* einer Krise miteinander verrechnet? Denn untersucht wird ja im Nachhinein der anscheinend empirisch erfolgreiche, einzige Weg »aus der Krise« und man weiß nicht, wie andere Wege ausgesehen hätten.

Allen drei Fächern gemein ist, wie es scheint, dass ihr theoretischer Krisenbegriff diffus bleibt. In diesem Sinne ließe sich über eine neue Selbstwahrnehmung der Gesellschaft spekulieren, die sich nun über einen gesteigerten Fortschritts- und Gestaltungsoptimismus beschreibt, aber permanent gesellschaftliche Spannungen verhandeln muss. Nach dem Zweiten Weltkrieg und dem scheinbaren Erfolg des keynesianischen Modelles sowie der an naturwissenschaftlichen Methoden orientierten So-

zialwissenschaften galt die Zukunft als berechenbar – und damit planbar. Moderne Gesellschaften zeichnen sich jedoch durch einen hohen Grad an Fragmentierung und offensichtlich auch Kontingenz aus. Dieses »Krisenpotential« wird überraschenderweise von allen drei Disziplinen nur schlecht in den Griff bekommen. Es könnte daran liegen, dass Soziologie wie Ethnologie mit dem Versuch der Überwindung des auf moderne, westliche, nationalstaatlich verfasste Gesellschaften fokussierten Krisenbegriffs in vielen Untersuchungen die Beschreibung der Makrodimension aufgaben. Damit einher geht der Befund (und die gelegentliche Klage), dass die Zeit der *grand theories* vorbei ist. Sprich, die Soziologie wendete sich vermehrt von gesamtgesellschaftlichen Krisen – und Erklärungsansätzen – ab und nahm stattdessen verstärkt solche Krisen in den Blick, die zwar manchmal als Bedrohung für die Gesamtgesellschaft gedeutet, aber höchstens auf der Ebene klar umgrenzter Gruppen untersucht werden können. Dies scheint aber verbunden zu sein mit dem Verlust an Deutungshoheit beider Disziplinen (Soziologie, Ethnologie). Anscheinend verlor das Konzept als gesamtgesellschaftlicher Erklärungsansatz an Überzeugungskraft. Denn wo der Krisenbegriff scharf zu sein scheint, ist er eng an Konzepte anderer Disziplinen, wie der Psychologie, angelehnt. Gleichzeitig ergibt sich ein Befund der Ungleichzeitigkeit. Das, was die drei Disziplinen unter dem Begriff Krise verstehen und untersuchen, lässt sich nicht immer mit breiten, gesellschaftlichen Krisenbefunden in Übereinstimmung bringen. Hier zeigen sich eher Diskrepanzen denn Übereinstimmungen, zum Beispiel wenn sich ein Anstieg von Kriminalität statistisch relevant nicht belegen lässt, es aber eine breite öffentliche Debatte über dieses Thema gibt und Handlungszwang unterstellt wird. Krise wird also von ihnen dort scharf gefasst, wo sie ein konkretes, eng umrissenes Untersuchungsfeld haben. Für ein gesamtgesellschaftliches Deutungsmuster, und sei es nur eine Kriseninterpretation, scheint es in den Sozialwissenschaften keinen Konsens mehr zu geben.

Bausteine eines soziologischen Krisenverständnisses: Rückblick und Neubetrachtung

Raimund Hasse

Krisen sind ein integraler Bestandteil gesellschaftlicher Selbstbeschreibungen – bei Betroffenen und massenmedialen Beobachtern ebenso wie bei Experten. Geht man zu einzelnen Krisenthemen auf Distanz, sind zwei Merkmale auffällig: zum einen die Verwendung der Krisensemantik in unterschiedlichsten Kontexten; zum anderen ein überaus starker Konjunkturverlauf. Hierdurch hat man den Eindruck, dass Betroffene, Medien und Experten den Krisenbegriff in inflationärer Weise verwenden. Dies legt eine Suche nach Ursachen und Gründen für die Thematisierung von Krisen nahe und rückt darüber hinausgehende Fragen zu Erscheinungsformen von Krisen zunächst in den Hintergrund.

Auch die Soziologie hat sich der Krisensemantik bemächtigt. Teilweise dient sie lediglich als Aufhänger und als Ausweis der Relevanz eines Themas. Teils verstehen sich einzelne Analysen selbst als Beiträge zum Krisendiskurs. Vor diesem Hintergrund möchte ich mich im Folgenden mit der Frage auseinandersetzen, welche spezifische Perspektive die Soziologie zu einem interdisziplinären Krisenverständnis beizutragen vermag. Dabei soll eine Beschränkung auf rein semantische Betrachtungen – wenn man so will: auf den Krisendiskurs der Anderen – überwunden werden, ohne dabei auf wenig zeitgemäße objektivistische Positionen zurückzufallen, die darauf hinauslaufen würden, die Soziologie als eine Art Krisen-TÜV auszuweisen.

Die Schwierigkeit der Bearbeitung eines so formulierten Themas liegt weniger daran, dass im Unterschied zu den 1950er Jahren grundlegende sozialkonstruktivistische Ausgangspositionen nicht mehr hintergebar sind, da, was immer wir im Detail unter Krisen verstehen, diese als *man made* und als sprachlich verfasst zu betrachten sind. Die Herausforderung besteht eher darin, dass die Soziologie, ungeachtet der häufigen Verwen-